

KUNST CHRONIK

MONATSSCHRIFT FÜR KUNSTWISSENSCHAFT
MUSEUMSWESEN UND DENKMALPFLEGE

61. JAHRGANG Juni 2008 HEFT 6

HERAUSGEGEBEN VOM ZENTRALINSTITUT FÜR KUNSTGESCHICHTE IN MÜNCHEN
MITTEILUNGSBLATT DES VERBANDES DEUTSCHER KUNSTHISTORIKER E.V.
VERLAG HANS CARL, NÜRNBERG

Diskussion

Denkmalpflege und Museumswesen, zwei Geschwister

Denkmalpfleger und Wissenschaftler im Museumsdienst nennen sich beide Konservator, Indiz für eine Übereinstimmung in ihrem Arbeitsethos. Dieses erwächst aus der Einsicht in die Kontinuität der Geschichte. Im Bewahren scheinbar rückwärtsgewandt, hat der Konservator auch die Zukunft im Auge. Er weiß um die Vergänglichkeit des Materiellen in den Werken und sein letztlisches Unterliegen. Aber sein Wille, den Verlust aus Verantwortungsgefühl für spätere Generationen so weit wie möglich hinauszuzögern, verleiht seinem Dienst eine moralische Festigkeit. Sein Beruf – die Restauratoren sind hier eingeschlossen – ist dem des Arztes verwandt, dessen Aufgabe es ist, den Patienten möglichst dauerhaft gesund zu erhalten, Krankheiten zu diagnostizieren, nach ihren tieferen Ursachen zu fragen und zu heilen, aber auch Vorsorge zu treffen. Der Patient ist nicht nur das einzelne Baudenkmal, das einzelne Kunstwerk oder die Sammlung, sondern die Kultur im Ganzen als humane Lebensart der Gesellschaft, nicht der

Kulturbetrieb. Die Diagnose hat also mehr zu berücksichtigen als Architektur und bildende Kunst. Die Geschichte bietet dem Kunsthistoriker reiches Studienmaterial über die Ursachen von Blüte und Verfall, wo der geistige stets mit dem materiellen einhergeht. Dabei sind die Objekte der Denkmalpflege stärker vom Untergang bedroht als die in den musealen Schutzräumen. Das wirkt sich auf die Mentalität der Konservatoren aus.

Das Bewahren der materiellen Substanz der Denkmäler ist nicht möglich ohne Aufklärung über ihre geistige, und zu diesem komplexen Bewahren müssen ergänzend das Forschen, das Sammeln und das Vermitteln hinzutreten. Beim Museum reduziert sich ohne pädagogische Tätigkeit sein Nutzen auf den eines Wirtschaftsunternehmens. Forschung, kunstgeschichtliche wie die Grenzen des Faches überschreitende, verkümmert heute in den Museen unter dem ständigen Druck der Produktion von Ausstellungen und in der Denkmalpflege durch rigorose Entmachtung und Sparmaß-

nahmen. Der Wert wissenschaftlicher Arbeit wird unterschätzt. Hierbei zählen nicht nur die Ergebnisse, sondern auch die disziplinierende Wirkung wissenschaftlicher Teamarbeit, die den Geist eines Hauses positiv prägt. Da die Fähigkeit, Kunstwerke zu verstehen, in unserer Gesellschaft unterentwickelt ist und selbst Gebildete trotz museumspädagogischer Hilfen vor ihnen nur diffuse Eindrücke empfangen, bleibt hier ein weites Wirkungsfeld. Hohe Besucherzahlen bei spektakulären Ausstellungen sind nur bedingt ein Beweis von Effizienz. Da solche Erfolge nur bei wenigen allgemein beliebten Themen erzielt werden, hat nicht allgemein Bekanntes auch bei hoher Qualität nur geringe Chancen, wahrgenommen zu werden. In manchen Städten werden selbst bedeutende Sammlungen kaum besucht. Ein Beispiel für die Resignation des Museums angesichts des Desinteresses an wissenschaftlicher Information – oder vielleicht eines respektablen Bemühens um die »Volksbildung«? – bietet gerade die Niedersächsische Landesgalerie in Hannover. Der Bestandskatalog der holländischen und flämischen Gemälde des 17. Jh.s von 2000, 413 Seiten mit Abbildungen aller Werke, wird für drei Euro verramscht.

Vermitteln und sammeln hat für den Museumskonservator eine größere Bedeutung als für den Denkmalpfleger, aber auch dieser muß beides in seiner Arbeit vereinen. Ein Denkmal kann nicht nur mit Gesetzen verteidigt werden, es bedarf dazu einer Verankerung im Bewußtsein der Öffentlichkeit, was vom Konservator sowohl feste Grundsätze als auch Flexibilität im Einzelfall verlangt. Ein solcher ist der kontrovers diskutierte Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche, der trotz negativer Nebenwirkungen nicht nur für die Stadtsilhouette, sondern auch für den Lebenswillen der Dresdner ein Gewinn ist.

Die Allianz der beiden Fachbereiche zu sichern, ist heute mehr denn je geboten, da die Verbrauch und Verschleiß stimulierende Allmacht der Wirtschaft auch die Kultur in ihre

Abhängigkeit zu bringen sucht. Investoren bedrängen die Denkmalpfleger, und in den Museen sind die Marketingstrategen im Vormarsch. Das heißt, daß die Denkmalpfleger ihren Gegnern noch gegenüberstehen, wogegen namentlich in den großen prestigeträchtigen Museen diese bereits die inneren Strukturen zu sprengen drohen. Der Typus des der Wissenschaft und dem Auftrag der Volksbildung fernstehenden Managers besetzt immer häufiger Spitzenpositionen.

Die neue Zielrichtung von Museen, dem Publikum Erlebnisse zu verkaufen, führt zur Schwächung der wissenschaftlich tätigen Konservatoren durch Einsparungen ihrer Stellen und zur Unterbewertung ihrer Leistungen. Die dadurch erzeugten Spannungen vergiften das Arbeitsklima ganzer Häuser. Der Wertzuwachs einer Sammlung durch wissenschaftliche Bearbeitung wird nur wenig wahrgenommen. Die dringend notwendige gegenseitige Unterstützung der Konservatoren in Denkmalpflege und Museen in der Abwehr eines Absolutismus der Wirtschaft, mit dem sich die Politik schon abgefunden zu haben scheint, kann unter diesen Umständen kaum noch stattfinden.

Es soll gewiß nicht jede Art von äußerer Einwirkung auf die Kultur unbesehen verteufelt werden. Doch macht uns nicht nur die von der Wirtschaft ausgehende Tendenz zu schaffen, den Menschen vorrangig als Verbraucher zu sehen, statt ihn fortzubilden, sondern auch die Ignoranz der Politik gegenüber dem, was eigentlich Kultur ist. Den Vertretern von Museum und Denkmalpflege gelingt es nicht oft genug, den Politikern zu verdeutlichen, daß die rigorosen Stelleneinsparungen die Einrichtungen dauerhaft schädigen, indem die Weitergabe des Wissens von Generation zu Generation unterbrochen wird. Es gibt hervorragenden Nachwuchs, der sich bewähren und zu Fachkräften heranreifen will, um verantwortungsvolle Aufgaben zu übernehmen. Er kann sein Dasein aber nur mit zeitlich eng begrenzten Arbeitsaufträgen fristen, hat keine Zukunftsperspektive und kann keine dauer-

hafte Bindung an eine Institution ausbilden. Er wird gezwungen, vor allem an sich selber zu denken.

Die im Alltag zu beobachtende unzureichende Solidarität der Geschwister Denkmalpflege und Museum, beide in ihrem Selbstverständnis Kinder der Aufklärung, hat mehrere Gründe. An erster Stelle steht der Unterschied von Architektur und bildender Kunst, eingeschlossen das Kunstgewerbe. Die Notwendigkeit einer Spezialisierung führt dazu, daß nur relativ wenige Kunsthistoriker ein tieferes Verständnis für alle Bereiche besitzen und ihre gemeinsame Verwurzelung in der Geschichte bedenken. Dies fördert eine problematische Einseitigkeit, ja Rivalität. Es gibt zahlreiche Beispiele für die Blindheit von Museumsdirektoren gegenüber den von ihnen benutzten Baudenkmalern, unter denen sich solche höchsten Ranges befinden. Umgekehrt lassen sich manche Architekturspezialisten nicht auf die eigentliche, sehr persönliche Aussage eines Werkes der bildenden Kunst ein.

Denkmalpfleger sind es gewohnt, gegen kurz-sichtige Interessen anderer zu kämpfen. Der verantwortungsbewußte Schinkel hat dies auf den Punkt gebracht: »Das Vertrauen, das die Menschheit auf ihre Werke selbst legt, indem sie ihnen einen verschiedenen Wert beilegt und ihre Erhaltung auf lange Zeit erstrebt, hat aber etwas moralisch Hohes und Erhabenes. Dagegen ist die völlige Geringschätzung alles Bestehenden, dem man so bald als möglich ein anderes an seine Stelle wünscht, dieser Hang und die Beförderung des Wechsels, der endlich für kein Ding die Zeit, es zu erkennen und zu genießen, zuläßt, ein sicheres Zeichen für die Nichtigkeit des Zeitcharakters und derer, die an der Spitze stehen.« Im Museum dagegen gewinnt das gerade Aktuelle in der Kunst immer größeres Übergewicht, weil hier die breiteren Geldströme fließen, weil das Prestige des Zeitgemäßen lockt und das Museum sich als Kultstätte einer Ersatzreligion anbieten kann. Damit läßt sich eine Karriere aufbauen. Da Neues ständig nachwächst, scheint konservatorische Sorgfalt hier weniger vordringlich.

Der seinen regionalen faktischen Aufgaben verpflichtete Denkmalpfleger kümmert sich um Objekte ganz unterschiedlichen Ranges und erntet damit wenig Ruhm. Ein modischer Museumsdirektor dagegen kann mit spektakulären Ausstellungen eine internationale Bühne betreten, mit dem Glanz der ihm anvertrauten Werke sich selber schmücken und der Politik andienen. Denkmalpfleger haben wenig derartigen Gestaltungsspielraum. In den Museen ist durch die Auswahl der gezeigten Werke, die Art ihrer Präsentation und die Wahl der Ausstellungsthemen ein ständiger Wandel möglich, der als Lebendigkeit gepriesen wird, aber nur zu oft Manipulation eines Geschichtsbildes darstellt.

Die allgemeine Tendenz zur neuerlichen Hierarchisierung unserer Gesellschaft findet im Museumswesen noch leichter Eingang als in der Denkmalpflege, weil ihre Behörden trotz größerer Unterschiede in den einzelnen Ländern doch eher gleichförmig organisiert sind, was ihren Zusammenhalt fördert. Das Gefälle von Museumskomplexen, die fast wie Konzerne organisiert sind, bis hinab zu kleinen Heimatmuseen ist dagegen gewaltig und behindert Kollegialität. Die Konzentration staatlicher Förderung auf »Leuchttürme« entspricht einer allgemeinen Tendenz, die Starken zu begünstigen und die Schwachen zu schwächen. Große Institutionen behindern kleinere bis hin zur Wegnahme von Spitzenwerken, in Annäherung an Praktiken von Wirtschaftsunternehmen. Wenn ein Energiekonzern heute Museen alimentiert, um seinen ramponierten Ruf aufzupolieren, zeigt das deutlich, wie gefährlich nahe sich Macht und Kunst wieder gekommen sind. Bei der Denkmalpflege versteht sich, daß Bedeutendes auch außerhalb der Machtzentren flächendeckend zu betreuen ist. Die Stiftung Denkmalschutz bemüht sich mit Erfolg, eine breite Öffentlichkeit deutschlandweit zum Engagement für gefährdete Bauten zu bewegen, wogegen Fördervereine der Museen nur in lokalem Rahmen wirken.

Museumsschlösser könnten das Band zwischen Denkmalpflege und Kunstsammlungen festigen, da die hier tätigen Kunsthistoriker Architektur und alle Sparten von Kunst bis hin zur Gartenkunst mit ihren Naturgesetzmäßigkeiten zu pflegen und zu vermitteln verpflichtet sind. Hinzu muß noch ein Geschichtsverständnis kommen, das die fürstlichen oder adeligen Repräsentationsstrategien durchleuchtet, die demokratische Gegenwart von der Vergangenheit her erhellt und die Distanzen bewußt macht. Nur so wird Geschichte ernst genommen. In den Schlössern sind jedoch die gleichen Krankheitsbilder wie in den Museen zu beobachten, schon wegen ihrer Abhängigkeit von der Tourismusindustrie. Ein Beispiel war die Darbietung von Watteaus »Einschiffung nach Cythera« als Lebendes Bild – einschließlich der Venusstatue – im Schloßpark von Charlottenburg aus Anlaß der Dreihundertjahrfeier der Stadt – zugleich mit dem 300. Todestag der namensgebenden Königin Sophie Charlotte. So wurde nicht nur Geschichte in schiefer Perspektive gezeigt, es wurde auch ein Triumph des Banalen über das Großartige gefeiert.

Die großen Verdienste der Höfe bei der Zivilisation der Gesellschaft sind Vergangenheit, und nur in diesem Tempus sind sie gegenwärtig, objektiv zu würdigen und anregend für die Aufgaben der Zivilisation in unserer Zeit. Eine Rückkehr zu sentimentaler Fürstenverherrlichung nicht nur in Berlin stumpft den Sinn für

Geschichtlichkeit ab und läßt die Botschaften außer Acht, die die Schlösser aussenden können. Eine Besuchermasse spült zwar Geld in die Kassen, dies als Hauptziel entspricht aber nicht dem Bildungsauftrag, den die Schlösser als Museumseinrichtungen nach dem Ersten Weltkrieg erhalten haben.

Eine verzerrte Wahrnehmung der Geschichte mag den Vorzug vor völliger Unwissenheit haben, aber auf diese Weise wird eine der zwar bitteren, doch wichtigen Lehren des 20. Jh.s zurückgedrängt, nämlich die, daß um der Gerechtigkeit und Menschlichkeit willen Geschichte nicht beschönigt und verkürzt werden darf. Wie können die in Mahnmalen manifestierten Beteuerungen, die Schrecken der Barbarei dürften nicht vergessen werden, Bestand haben, wenn alles andere in unserer Vergangenheit nicht mehr wahr- bzw. ernstgenommen wird?

Die Öffentlichkeit wird zur Zeit von apokalyptischen Vorstellungen bewegt, die der Klimawandel erzeugt. Das Auseinanderdriften von Denkmalpflege und Museumswesen erscheint demgegenüber als marginales Problem. Es ist jedoch ein Symptom des gleichen Mangels an vorausschauender Vernunft, der auch die Naturzerstörung bewirkt. Der Arztblick wird das bemerken, und er sollte zu Maßnahmen führen, die das Immunsystem des Faches durch Bündelung der konservierenden Kräfte stärken.

Helmut Börsch-Supan

Konstantin der Große. Geschichte – Archäologie - Rezeption

Trier, Rheinisches Landesmuseum, Bischöfliches Dom- und Diözesanmuseum, Städtisches Museum Simeonstift, 2. Juni - 4. November 2007

Im Jahr 2007 war Luxemburg Kulturhauptstadt Europas. Erstmals sollte auch die umliegende Großregion, bestehend aus Wallonien, dem Saarland und Rheinland-Pfalz einbezogen werden. Partnerstadt von Luxemburg war Trier. Auch das Bistum Trier gesellte sich zu

diesem Kreis von Veranstaltern. Hauptereignis sollte eine Ausstellung sein, die dem römischen Kaiser Konstantin d. Gr. galt. Diese bildete zudem den Abschluß einer Trilogie von Ausstellungen, die sich zwar alle jener zentralen Gestalt der europäischen Geschichte wid-